

Quelle

Datum

Wie man Frieden schließt

VON JOSEF JOFFE

In dieser Woche vor siebzig Jahren wurde im Spiegelsaal von Versailles der „Friede“ unterzeichnet; es war ein drückender, beklemmender Moment, den nicht einmal die Siegermächte aus ihrem Bewußtsein vertreiben konnten. „Widerlich“ und „peinvoll“ nannte es gar ein britischer Beobachter, und George F. Kennan, der amerikanische Diplomat und Historiker notierte: Dies war ein „Friede, in dem die Tragödien der Zukunft so eingeschrieben waren, als hätte des Teufels Hand selbst die Feder geführt.“

Unordnung der Geschichte

Gerade 20 Jahre lang hat dieser Friede formal gehalten; in Wahrheit hat er nie bestanden, war er eine Pause bis zum nächsten Waffengang, der noch schrecklicher und „totaler“ war als der erste zwischen 1914 und 1918. Die Geschichte wiederholt sich nicht, auch hält sie jenseits von Sonntagsreden und Besinnungsaufsätzen keine Lehren vom Typ „Wenn A, dann B“ bereit, die immerdar und überall die Menschen auf den Pfad von Tugend und Vernunft lenken. Trotzdem – oder gerade wegen der Unordnung aller Geschichte – reizt sie zum Vergleich und Verstehenwollen; umso mehr, als der heutige Zeitgenosse noch immer verwundert vor der Frage steht, warum denn Europa und Deutschland nach 1945 so stabil geworden sind, obwohl die Niederlage der Deutschen die von 1918 um Potenzen übertraf. Überdies ist die Frage von „Versailles“ – nach dem Wesen einer dauerhaften Friedensordnung – heute akuter als vor zehn, zwanzig Jahren. Denn Europa befindet sich auf dem Wege zur Nachkriegsordnung, zwar eher unbewußt als per Konzept oder Konferenz. Aber dennoch erscheint plötzlich manches als offen, was eingefroren war, sind die Hauptmächte bereit, nicht bloß über die Stabilisierung, sondern die Veränderung des Systems nachzudenken.

Schon 1923 schrieb ein weitsichtiger Franzose über Versailles und die Deutschen: „Die Zerstörung des Gleichgewichts zu unseren Gunsten ist nur künstlich, schon weil sie weder das Bevölkerungsverhältnis noch das industrielle Potential beider Völker in Rechnung zieht; sie kann uns nur momentanen Nutzen bringen...“ Allgemeiner gefaßt: Der Frieden erfordert entweder Macht oder Gerechtigkeit (neudeutsch: Akzeptanz) – und am besten beides. Freilich fehlte nach 1919 sowohl das eine wie das andere; der Drang nach Revanche für das „Diktat“ wuchs, derweil die Konter-Kräfte täglich dahinschwanden.

Die Zwanzig-Jahre-Krise

Die Grundzüge der „Zwanzig-Jahre-Krise“ (so der Titel eines exzellenten Buches des britischen Historikers E.H. Carr)

sind vertraut. Die Amerikaner, das neue Zünglein an der europäischen Waage, zogen sich in ihre transatlantische Festung zurück; die Briten sorgten sich alsbald mehr über den älteren, französischen „Erzfeind“ als über die „Hunnen“. Wer sollte da die gedemütigten Deutschen in Schach halten? Die neuen Staaten im Osten – Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei –, denen Versailles zur Geburt verholfen hatte, waren allesamt zu schwach, und die revolutionären Russen – Ausgestoßene wie die Deutschen – hatten keinen Grund dazu. Überdies war der Haß auf den Status quo nicht bloß eine deutsche Spezialität, wiewohl er sich zwischen Maas und Memel schließlich zum mörderischen Chauvinismus steigerte. Zu viele Grenzen waren im Namen der Gerechtigkeit (alias: „Selbstbestimmung“) verschoben worden; trotzdem konnte nicht jedes Völkchen sein Ländchen haben – und schon gar nicht ökonomische Lebensfähigkeit. Nationalismus und Ressentiment waren die bitteren Früchte des Idealismus („make the world safe for democracy“), der Woodrow Wilson, die Angelsachsen, inspiriert hatte.

Aber Europa nach 1945 – war das nicht Versailles im Quadrat? Deutschland amputiert und geteilt, besetzt und beherrscht? Ja, aber ... Die Ironie der Geschichte ist, daß der Totalität der deutschen Niederlage (und Verbrechen) nicht die Totalität alliierter Rache entgegengestellt wurde. Man möchte annehmen, daß nach 1945 die Weisheit die Wut entthront hat, aber es gelang allenfalls im Verbund mit kalt kalkuliertem Interesse. Der Kalte Krieg war es, der den Deutschen nach Nürnberg den Weg nicht in die Vergebung, aber in die Verjährung öffnete. Oder auf die knappste Formel gebracht: Gebrauch wurden nicht Delinquenten im Westen, sondern Bundesgenossen gegen den Osten.

Und so wurde wenigstens den Westdeutschen auf dem Silbertablett gereicht, was sie in Versailles nicht einmal zu erträumen wagten: anstatt Reparationen Marshall-Plan-Milliarden; anstatt Gebietsabtrennung die Wiederkehr des Saarlandes; anstatt eines Kleinstheeres die größte Landarmee in Westeuropa; und – wichtiger noch – anstatt Ächtung und Ausgrenzung das Geschenk einer Gemeinschaft, die von der Kohle- und Stahlunion über die NATO zur EG reichte. Nicht einmal Talleyrand hatte für sein geschlagenes Frankreich 1815 so viel herausholen können wie Adenauer bis zum Souveränitätsgewinn im Jahre 1955.

Das Glück der Zweiten Republik

Und das deutsche „Wirtschaftswunder“? Viele hatten wie Keynes, davor gewarnt, der Weimarer Republik einen Strafbescheid von 132 Milliarden Goldmark zuzustellen. Das könnte sie – wenn überhaupt – nur bezahlen, wenn sie zugleich mit Konsumverzicht daheim die Exportmärkte draußen gewönne, wo das Gold erwirtschaftet werden mußte. Bloß: Die Schranken blieben zu und wuchsen immer höher. Welch Glück hatte dagegen die Zweite Republik: Kaum hatte Westdeutschland, das Industrie-Herz des Reiches, seine Altmärkte in Ostdeutschland und -europa verloren, da bekam es im Westen ein viel profitableres Freihandelssystem geschenkt. Wer will verneinen, daß auch die satten Bilanzen dem zweiten Experiment in deutscher Demokratie jene Legitimität verlieh, die Weimar nie auskosten durfte?

Heute steht die Bundesrepublik auf dem stabilen Fundament jener Jahre, und zugleich an der Schwelle der Nach-Nachkriegszeit. Die Gewinne, das war gestern; geblieben sind die Kosten: die Teilung Europas und Deutschlands, Autonomie- und Souveränitätsverzicht im Rahmen diverser Gemeinschaften. Geblieben – oder besser: wiedergekehrt – ist ein Teil des Unbehagens, das sich im Nationalismus der Rechten wie der Linken mehr entläßt denn artikuliert: „Warum können wir nicht so sein wie alle anderen?“ Wiedergekehrt ist schließlich die Hoffnung auf Revision – nicht der Grenzen, sondern der Verhältnisse; nicht mit Gewalt, sondern mit den Waffen des Friedens.

Doch der neue deutsche Nationalismus hält keinen Vergleich mit den Überhebungen nach 1919 aus. Auch ist in ganz Europa der Vulkan des Chauvinismus ausgebrannt. Es fehlt die brisante Verbindung von wirtschaftlichem Elend und nationaler Demütigung. Es fehlt auch die Mauer des Unverständnisses, die Weimar umgab. Im Gegenteil, die vernünftigen Anliegen der Deutschen werden von den Nachbarn weitgehend geteilt: das Zusammenwachsen Europas, die Milderung der militärischen Konfrontation. Das alles hat, richtet man den Blick zurück auf Versailles, viel Zeit gekostet, von den „Tragödien aus der Feder des Teufels“ (Kennan) ganz zu schweigen. Aber eine Lehre gibt das dunkle Vermächtnis von Versailles vielleicht doch her: Der Frieden erfordert sowohl Macht wie Gerechtigkeit – und die Einsicht aller Nationen, daß ihre Ambitionen nicht ihre Kraft übersteigen dürfen.